

War es zu-
letzt die Forde-
rung an die Me-
dizinuniversitä-
ten, das Studium
praxisorientierter
zu gestalten, so
beobachten nun Ex-
perten in Deutsch-
land zunehmend

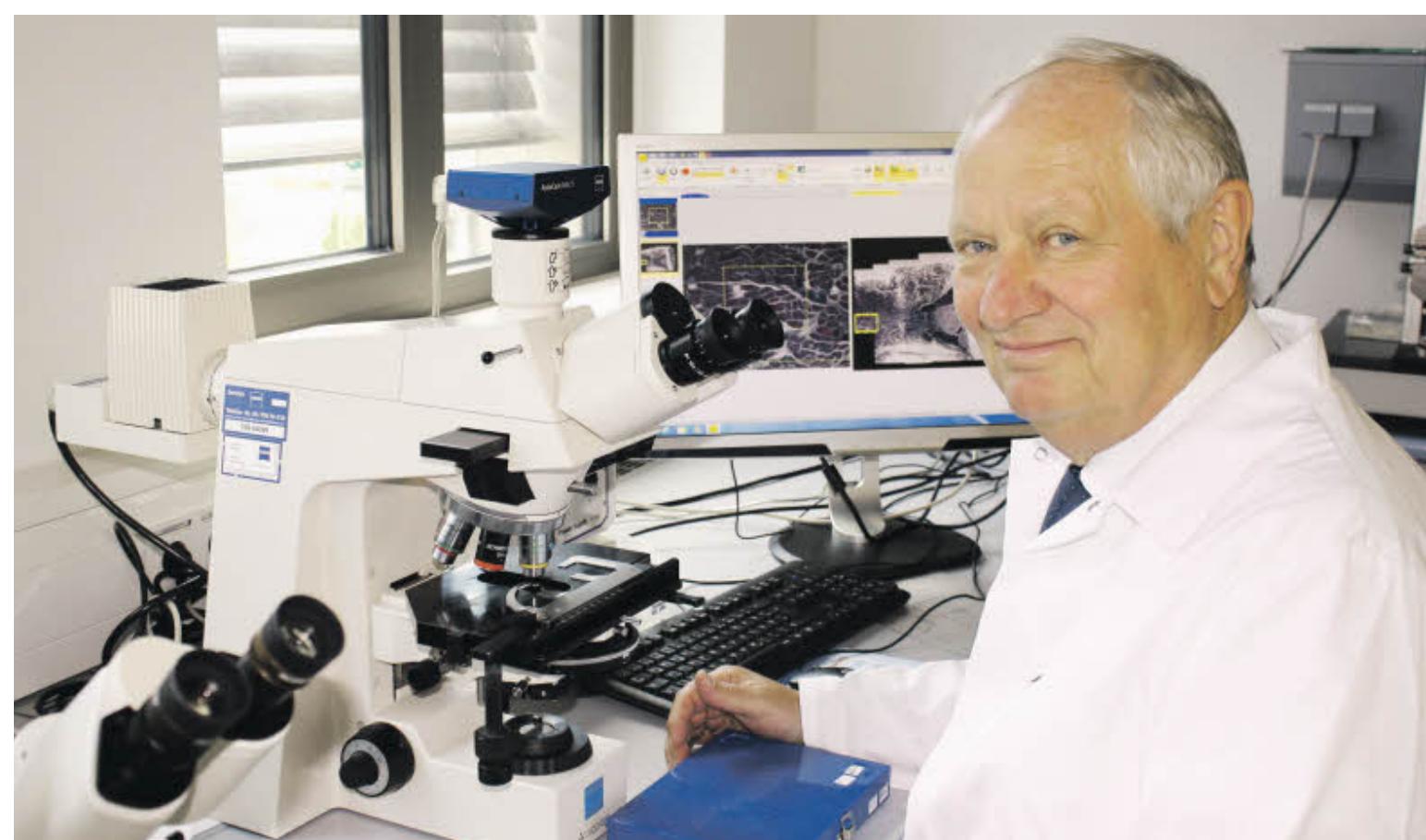
mangelndes Interesse der Studierenden an der Forschung. „Die Weichen für das Interesse an medizinischer Forschung müssen möglichst früh gestellt werden“, empfiehlt der deutsche Wissenschaftsrat, „denn Behandlungsmethoden werden immer komplexer und so wird es für praktizierende Ärzte immer wichtiger, auch die Wissenschaft dahinter zu verstehen.“

Diese Meinung hat Herbert Resch, Rektor der Paracelsus Medizinischen Privatuniversität in Salzburg und Nürnberg, seit jeher vertreten. Das Thema „forschender Arzt“ war ihm immer schon ein großes Anliegen: als leidenschaftlicher Unfallchirurg, der selbst besonders auf dem Gebiet der Schulterchirurgie an wesentlichen Entwicklungen Anteil hat, ebenso wie als Rektor der Paracelsus-Universität, die als einzige im deutschsprachigen Raum ein „Forschungssemester“ im Curriculum verpflichtend vorschreibt. Als Primär des Universitätsklinikums ist Herbert Resch Ende Mai emeritiert, als Rektor wird er die „Lust am Forschen“ weiterhin fördern. Die Diskussion in Deutschland kennt er natürlich und nennt zwei Hauptursachen: „Die Universitäten haben weniger Geld und müssen sparen, so können sie auch für Forschung weniger ausgeben. Und weil die Ärzteschaft knapper geworden ist, fordert man pro Arzt oder Ärztin mehr Leistung am Patienten. Die Frage nach zusätzlicher wissenschaftlicher Tätigkeit ist somit effektiv eine Zeitfrage und reicht bis weit in die Freizeit. Diese Situation haben wir auch in Österreich, aber es gibt dennoch immer wieder Personen, die sich engagieren.“

Wie Philipp Moroder, Absolvent und mehrfacher Wissenschaftspreisträger, derzeit Assistenzarzt an der Uni-Klinik für Unfallchirurgie und Sporttraumatologie. Er arbeitet neben der ärztlichen Versorgung unter anderem an verschiedenen Forschungsprojekten im Bereich der Schulterchirurgie, insbesondere an der Erforschung verschiedener Formen der Schulterinstabilität. Sein Interesse an der Wissenschaft hat mit Neugier zu tun – und mit Vorbildern wie Herbert Resch, denn „man braucht Personen, die einen auf diesem Weg begleiten und begeistern“.

„Forschungstätigkeit ist relativ schlecht bezahlt und man muss viel Herzblut aufbringen, damit man Freude daran hat und Ergebnisse herausschauen.“ (Philipp Moroder)

„Ich hab natürlich sehr vom Forschungssemester profitiert“, sagt Moroder zu seiner Studienzeit und verweist darauf, dass die Studierenden der Paracelsus Universität immer wieder Diplomarbeiten kreieren, die dann auch in hochrangigen internationalen Journals publiziert werden. „Jetzt kommt auch noch das neue Fach ‚Wissenschaftskompetenz‘ dazu, das sich wie ein roter Fa-



Arzt und Forschender: Rektor Univ. Prof. Dr. Herbert Resch im PMU-Institut für Sehnen- und Knochenregeneration.

BILD: SN/PMU

„Medizin ohne Forschung ist undenkbar“

An der Paracelsus-Universität wird Forschung großgeschrieben.

Aber wie wichtig ist Wissenschaft schon während des Medizinstudiums – und warum brauchen wir forschende Ärztinnen und Ärzte?

ILSE SPADLINEK

den ab dem ersten Studienjahr durchs Studium zieht und die Basics wissenschaftlichen Arbeitens vermitteln soll.“

Bis zum Forschungssemester hat Eva Schulz, PMU-Studentin im dritten Studienjahr, noch ein wenig Zeit. Erst studierte sie Molekularbiologie, dann zog es sie doch zur Medizin. Eva Schulz arbeitet bei Philipp Moroder als Wissenschaftsassistentin an klinischen Studien mit, misst bei der Nachuntersuchung von Patienten deren Beweglichkeit und hält die Daten in Fragebögen fest. Wie schafft sie das beim doch sehr lehr- und lernintensiven Studium an der PMU? „Das passt gut, wir haben jeden Tag von 8 bis 17 Uhr Uni, dann rufe ich die Patienten an und vereinbare die Termine. Die meisten freuen sich, wenn sie längere Zeit nach der Operation angerufen und gefragt werden, wie es ihnen geht.“ Die Lehrenden hätten Verständnis dafür, wenn sie einmal eine Vorlesung versäumt. „In die Vorlesungen werden

übrigens auch immer aktuelle Forschungsergebnisse eingebaut und wir erfahren, wo in den verschiedenen Stationen, Ambulanzen oder Fachbereichen Forschungsmitarbeiter gefragt ist.“

„Natürlich sind die Prüfungen wichtig, man muss erst einmal die medizinischen Basics beherrschen, damit ist man schon sehr beschäftigt. Dann kommt die Wissenschaft.“ (Eva Schulz)

Die kommt an der Paracelsus-Universität nicht zu kurz. Philipp Moroder stellt einen erfreulichen Trend fest: „Wir bekommen heute an unserer Klinik ständig Anfragen von Studierenden, ob sie an einem Projekt mitarbeiten können. Das Interesse am Forschen ist exponentiell angestiegen und ich bin sicher, das ist nicht nur bei uns so. Ich denke, sobald sich die ersten Erfolge an den Kliniken und für die Studierenden selbst eingestellt haben, hat sich das wie ein Lauffeuer verbreitet. Das ist eine kleine Universität, die Kommunikationswege sind kurz, sodass die Leute schnell einen Ansprechpartner finden. Es braucht die erfahrene Ärzte, mit denen Jungforscher über Probleme reden können, und es braucht technische Unterstützung für gewisse Forschungsleistungen. Das kostet Zeit und Ressourcen und ein Universitätsklinikum muss solche Ressourcen zur Verfügung stellen. Wir können nur unser Engagement und unsere Freizeit opfern, die anderen Ressourcen müssen von woanders herkommen.“

Die Gretchenfrage wird aber immer wieder von vielen Patienten gestellt: Wer braucht schon ein teures Universitätsklinikum? Hauptsache ist doch, man wird medizinisch gut versorgt! Herbert Resch wird nicht müde, die Frage zu beantworten: „Natürlich ist es in Österreich so, dass es in jedem Krankenhaus gute Ärzte und eine sehr gute medizinische Versorgung gibt. Nie-

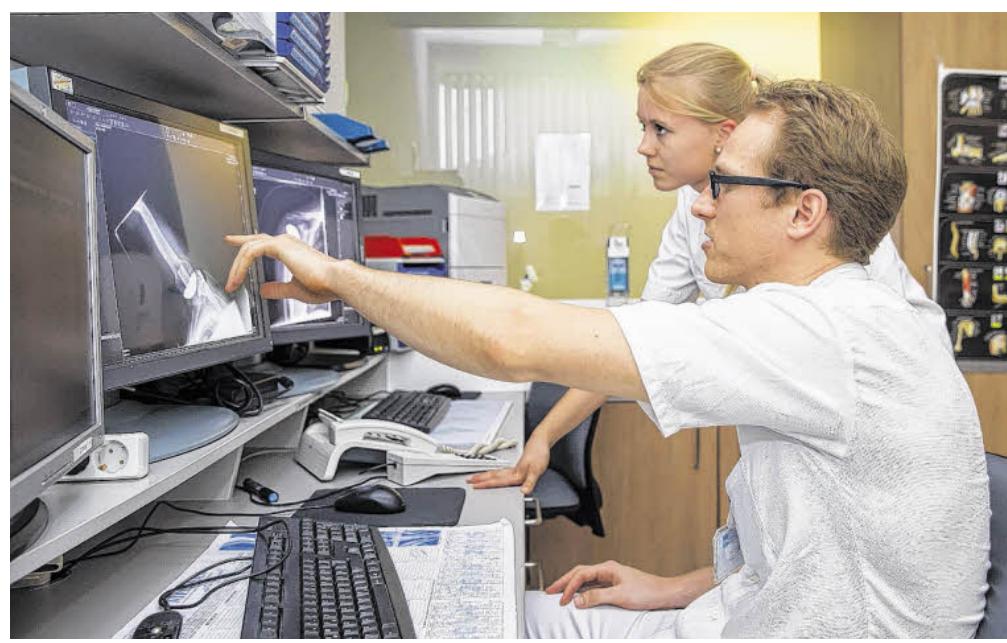
mand, der die Universität mit dem Titel Dr. med. univ. abschließt, ist gezwungen, Forschung zu betreiben. Wenn man sich aber für ein Universitätsklinikum entscheidet, dann liegt dort der Forschungs- und Entwicklungsauftrag der Medizin. Hier haben forschende Ärztinnen und Ärzte ihren Platz und die Aufgabe, die Medizin weiterzuentwickeln, das wird dann in weiterer Folge von anderen Krankenhäusern übernommen.“

„Hätte es die forschenden Ärzte und Ärztinnen nicht gegeben, dann gäbe es nicht unseren hohen medizinischen Standard, der heute fast zu selbstverständlich geworden ist.“ (Herbert Resch)

Medizinische Entwicklung ohne Forschung ist undenkbar, deshalb brauchen wir die Wissenschaft in Verbindung mit der medizinischen Praxis! Meiner Meinung nach müsste die Frage also andersherum lauten, nämlich: Sollten wir nicht viel mehr in die Wissenschaft investieren, um den Versorgungsstandard weiter zu erhöhen?“

Die Zukunft könnte nur sein, dass man auf der einen Seite Grundlagenforscher oder in der Translation arbeitende Forscher hat, Biologen oder auch Mediziner, die nicht am Patienten arbeiten, sagt Rektor Herbert Resch. Ebenso braucht man immer auch den Arzt oder die Ärztin, die die eigentlichen Nöte der Patienten erkennen.

„Damit will ich sagen, dass die Zukunft der Teamarbeit gehört. Der Arzt oder die Ärztin stehen beim Patienten am Krankenbett, im Hintergrund arbeiten sie mit den Wissenschaftlern zusammen. Diese Teambildung wird sich auch besser mit Arbeitszeitregelungen vereinbaren lassen und es ergibt sich auch die bessere Vernetzung mit anderen Disziplinen, die an ähnlichen Themen forschen. Das ist die Zukunft, das ist der Weg, den wir weiter gehen müssen.“



Assistenarzt Dr. Philipp Moroder und cand. med. Eva Schulz.

BILD: SN/ANDREAS KOLARIK FOTOGRAFIE